

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mittheilungen aus Oldenburg zur Beförderung angenehmer Unterhaltung

Oldenburg, 4.1838 - 8.1842

No. 40, 2. October 1841

urn:nbn:de:gbv:45:1-4420

Mittellungen

aus

Oldenburg

zur

Beförderung angenehmer Unterhaltung.

Siebenter Jahrgang.

No 40. Sonnabend, den 2. October. 1841.

Lied

(nach Burn's: O raging fortune's withering blast etc.)

Ach, wilden Schicksals gift'ger Wind
Haucht' meine Blätter todt!
Ach, wilden Schicksals gift'ger Wind
Haucht' meine Blätter todt!
Woll' Kraft mein Stamm, meine Knospe grün,
Meine Blüthe schön und roth,
Der Thau fiel frisch, die Sonne war milde,
Da wußt' ich nicht von Noth,
Doch bösen Schicksals Nordensturm
Haucht' all' meine Blüthen todt!
Doch bösen Schicksals Nordensturm
Haucht' all' meine Blüthen todt!

Der Sohn des Marquis von Coucy.

Nach dem Französischen.

Der Schwager Lesourd's, bis dahin Schreiber bei einem Notar in Paris, war, wie gesagt, von dem Marquis von Coucy als Intendant aufgenommen. Schon seit einigen Wochen war er im Dienst und that sein Möglichstes zum Nachtheil des bisherigen Grafen von Coucy; dabei unterließ er nicht, über die Ungerechtigkeit zu reden, daß man den nicht als den Sohn des Marquis anerkennen wolle, den doch Lesourd' dafür erklärt hatte. Dieser Mensch hatte einen Wachtelhund, ein hübsches Thier voller Künste und Fertigkeiten. Selbst die Marquise fand Gefallen an dem kleinen niedlichen Thiere, und ergöhte sich an seinen Spielen.

Eines Morgens legte Romain (so hieß der neue Intendant) dem Marquis Rechnungen vor; eine Beilage fehlte, fand jedoch nach einigem Suchen sich wieder. Das gab dem Intendanten Gelegenheit zu der Bemerkung: »Jedenfalls hätte uns Fidel (so hieß der Hund) aus der Verlegenheit geholfen, denn der findet Alles wieder, was nur verloren ist.« Um einen Beweis zu geben, machte Romain einige Gänge in Zimmer umher, versteckte dann sein Taschenbuch unter einem Stuhl und that nun, als

wenn er seine Taschen durchsuche, weil er Etwas verloren habe, und sah den Hund mit bedeutenden Blicken an. Dieser begriff die Geberden seines Herrn, durchsuchte schnell und eifrig das Zimmer und kam bald wieder, mit der Brieftasche im Munde.

Der Marquis klatschte Beifall, und indem er den klugen Hund streichelte, nahm er ihm die Brieftasche ab. Das ging nicht ohne einiges Widerstreben ab, sie öffnete sich und es fiel ein Brief heraus, den er aufnahm und anfangs, ohne Etwas dabei zu denken, ansah, dann plötzlich aufmerkamer las und in unbegreifliche Bewegung gerieth; die Hand zitterte ihm, er erblähte, er klingelte. Dem Bedienten, welcher erschien, sagte er leise einige Worte und nach wenig Minuten trat ein Polizei-Commissair ein. Er fragte, was zu Befehl sei?

»Verhaften Sie diesen Elenden,« rief der Marquis, indem er auf seinen Intendanten zeigte, »und paraphrasiren Sie diesen Brief, den ich so eben in meinem Taschenbuche finde.«

Auch die Marquise kam herbei. »Sieh, meine Theure,« sagte ihr der Marquis, »wie Gott sich unseres Jammers erbarmt hat. Der Betrug ist entdeckt. Höre zu, und danke dem Himmel für diese Hilfe!«

»Gnädiger Herr!«

»Ich bin am Rande des Grabes, und da darf ich Ihnen die Wahrheit nicht verhehlen. Sie sind mein Wohltäter. In Ihrem Hause bin ich erzogen, Sie haben mich ausgestattet, und Sie haben mir Ihren Sohn anvertraut. Seit drei Jahren hat mein Mann mich geplagt, ich solle unsern Sohn Peter für den Ihrigen ausgeben, aber ich habe mich standhaft geweigert, ein solches Verbrechen zu begehen, daher fürchte ich, daß man nach meinem Tode suchen wird, diesen abscheulichen Plan auszuführen. Darum schreibe ich Ihnen, damit Sie ihn vereiteln können. Als kleiner Knabe fiel mein Sohn Peter ins Feuer, davon hat er Narben an beiden Schenkeln und am linken Arm behalten. An diesen wird man ihn erkennen, wenn etwa der Versuch gemacht würde, ihn für Ihren Sohn gelten zu lassen. Ihr Sohn, ich bezeuge es, hat nicht die geringste Brandnarbe an sich, und alle meine Nachbarn können jenen Unfall des meinigen bezeugen.«

Diesen Brief übergebe ich meinem Bruder Romain, damit er Ihnen denselben übergebe. Sobald er in Ihren Händen ist, lassen Sie meinen Mann kommen, und lesen ihm denselben in Zeugen Gegenwart vor; das wird ihn von seinem bösen Vorlas abbringen. Aber um Gottes und des Dienstes Willen, den ich hiedurch erzeuge, vergeben Sie ihm und nehmen Sie sich meines armen Peters, meines wahren Sohnes an.«

Ich verbleibe u. s. w. Magdalene Cavallie, verehelichte Lesourd. Gonesse, d. 22. Mai 1712.«

Damit war also der Betrug Lesourds und Romains an den Tag gebracht. Der Letztere fiel dem Marquis zu Füßen, bat um Gnade und schob die ganze Schuld auf seinen Schwager, welcher ihn durch Drohungen gezwungen habe, seine schändlichen Absichten zu unterstützen. Lesourd dagegen, der auch geholt wurde, behauptete wieder, Romain habe ihn berebet, die Unterschiebung zu versuchen. Beide Schurken warfen sich gegenseitig immer mehr vor und gestanden endlich, daß auch der junge Mensch, der den jungen Grafen Coucy vorstellen sollte, mit im Complotte sei.

Nun wurde die Postel in Thätigkeit gesetzt, Alles zu enthüllen. Die Sache kam vor die Gerichte: Lesourd und Romain wurden zu den Galeeren verurtheilt, Peter wurde auf Vernehmung der Marquise begnadigt. Man gab ihm eine Summe Geldes, damit er nach Westindien ginge; dennoch hörte der junge Böfewicht nicht auf, sich auch dort Graf Coucy zu nennen.

Fidel wurde der Liebling des ächten Grafen Coucy. Romain konnte nie begreifen, wie der Brief seiner Schwester, den er sorgfältig in seiner Cassette bewahrt hatte, um sich desselben gegen seinen Neffen zu bedienen, wenn derselbe erst als Erbe des Marquis anerkannt wäre, in die Brieftasche gekommen war. Die einzige Möglichkeit schien ihm, daß er als Nachtwandler solchen aus der Cassette genommen und in das Taschenbuch gelegt habe, denn zuweilen war er Anfällen dieser Krankheit unterworfen.

Literatur.

Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimat, von Dr. Karl August Mayer. Zweiter Band. Mit einem Plane der Umgegend Neapels und einer Musikbeilage. Oldenburg, Schulzische Buchhandlung. 1812. 494 S. in gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

»Endlich!« rief ich erfreut, als mir dieser lange ersehnte zweite Band des Werks gebracht wurde, dessen ersten Band wir vor länger als einem Jahr anzuzeigen das Vergnügen hatten, und dessen Fortsetzung gewiß allen Lesern des ersten schon viel zu lange ausgeblieben ist. Dem Vernehmen nach dürfen wir aber diese Verzögerung weder dem Hrn. Verf. noch der Verlagshandlung beimessen, denn sie hat hauptsächlich ihren Grund darin, daß die Anfertigung des topographischen Plans und der Musikbeilage nicht so schnell

erfolgte, als zu erwarten war. Diese Zugaben werden jedoch die Leser gewiß, wenn auch nicht entschädigen, doch befähigen, wie denn die ganze äußere Ausgestaltung dieses Bandes der des ersten gleich kommt.

Rückfichtlich des Plans und Inhalts dieses Bandes können wir uns auf das berufen, was wir aus dem ersten Briefe des ersten Bandes *) bereits unsern Lesern mitgeteilt haben, doch wollen wir noch kurz andeuten, daß hier folgende Gegenstände besprochen werden:

Religion — Prediger — Klöster — Aberglaube — Kirchen- und Volksfeste — Begräbnisse — Theater — Musik und Gesang — Poesie — Unterrichtswesen — und dann die Umgegend Neapels, wobei zugleich eine Reise nach Pästum beschrieben wird. Den Schluß machen Schilderungen der Fremden in Neapel, der ansässigen und der durchreisenden, verschiedene Rathschläge für Reisende und des Hrn. Wfs. Abschiedsvoort an Neapel.

Es wäre überflüssig, Proben eines Werks geben zu wollen, dessen erster Band die beste Probe desselben abgibt; auch haben die »Humoristischen Blätter« bereits ihre Leser mit der Schilderung erfreut, die in diesem zweiten Bande von den Theatern Neapels gemacht wird, indes können wir es uns doch nicht versagen, denjenigen unserer Leser, welche das Buch selbst noch nicht gleich haben können, zu zeigen, wie lebendig der Hr. Verf. ein neapolitanisches Volksfest darstellt. Wir entnehmen dazu dem sechzigsten Briefe

das Fest der Madonna dell' Arco.

»Wenn ich mir das rauhe, unbedolfene Landvolk denke, das auf deutschen Kirchweihen erscheint, die viereckten Gestalten, die ernste Tracht, hin und wieder ein Landprediger mit hohen Stiefeln und Pfeife: so finde ich wenig Erfreuliches in dieser Erinnerung. Raum verweilt das Auge minutenlang auf einem derben Tyroter, wölcher, den gelinen Spighut mit der Pfauenfeder auf dem Ohre, Handschuhe feil bietet. Man ist froh, nach einer Herberge zu gelangen, wo aus dem offenen Fenster ein Malzer schallt. Eine Weile sieht man, pressend und gepreßt, dem Tanze in einer engen Stube zu, wo sich die Paare wegen Mangel an Raum nicht vor-, sondern nur aufwärts bewegen; bald aber wird es Einem unbehaglich in der dumpfen Luft, in dem Tabaksqualme, bei dem wüsten Gesange der Bedienten und dem Geschrei in Streit gerathener Kartenspieler, die gleich zu den Stuhlweihen greifen werden; und man verläßt Wirthshaus und Dorf mit der unangenehmen Empfindung, unter so Vielen, die gekommen waren, um froh zu sein, so wenig wahrhafte Heitere zu finden.

Sehen wir jetzt italienisches Volk, sehen wir am zweiten Pfingsttage das Fest der Madonna dell' Arco bei Neapel! Wir werfen uns in einen Wagen und rollen

den kleinen, etwa sieben Miglien entfernten Dorfe Madonna dell' Arco zu. Heute brauchen wir den schönen Golf nicht, der rechts von unserm Wagen schimmert, noch die Felseninsel Capri, noch den dampfenden Vesuv vor uns, noch all die andern herrlichen Berge, welche der San' Angelo wie ein König überschaut: die menschenwimmelnde Straße ist schon Weide genug für unsere Augen. Wir, die lüneburger Heide aufs Meer, stelle einen Rebel als spanische Wand vor dem Vesuv; wenn uns nur die Straße mit ihren Wanderern bleibt. Denn ganz Neapel hat sich heute aufgemacht; von allen Dörfern strömen sie zusammen, von allen Bergen steigen sie hernieder, ja von den Inseln kommen sie gefahren, um die Fest zu feiern. Alt und Jung, Männer und Weiber, Städte und Landleute, Adels und Volk, Soldaten und Mönche, Einheimische und Fremde, strömen buntgemischt dem gleichen Ziele entgegen.

Von schwarzen Hengsten gezogen saßt hier eine Carrosse vorüber, in der sich ein neapolitanischer Principe dehnt; dort fahren sechs Fischweiber vom Posilipp, die in einem Nichtswagen gepreßt, kreischend und lachend den Kutscher zur Eile treiben. Ein anderer Fiaker, der nur leichte Franzosen geladen hat, überflügelt sie; die jungen Schnurrätigen Herren schmauchen Cigarenen und rufen jedes hübsche Landmädchen in ihrer Sprache an. Es folgt ein Trupp junger Engländer, die mit Stöcken in der Hand ihre Pferde antreiben, und trabend im Sattel auf und nieder sitzen, wie die Macaronimacher. Fünf Neapolitaner folgen ihnen bescheiden zu Esel; ein Sechster, der sich verspätet hat, sprengt komisch hinterher, indem er seinen Brauen mit einem Holze unter dem Sattel klopft. Er jagt an einer Gruppe von Landleuten vorüber. — Piano, cochiere! *) hier wollen wir mit Mühe schauen.

Es sind Väter, Mutter und Kinder. Der Mann trägt den spitzen calabr'schen Hut mit buntem Strauß; schwarzes Haar quillt in Locken hervor, und ein stattlicher Bart umschattet das gebräunte, kräftige Gesicht. Wenn er ausschaut, blitzt sein Auge wild; wenn er spricht, enthüllt er eine Reihe blendendweißer Zähne. Eine braune, mit schwarzem Sammt verzierte Jacke, eine hochrothe Weste mit goldschimmernden Knöpfen, ein grünseidener Gürtel mit einem Messer, und ein kurzes Beinkleid aus Manchester bilden seinen Anzug. Er ist Waddhüter in der Nachbarschaft; wer ihn nicht kennt, hält ihn eher für einen Räuber. Er führt ein Knäbchen mit großen, dunklen Augen an der Hand: ein schlankes Mädchen von etwa zehn Jahren folgt ihm auf dem Fuße, sein schönes, kräftiges Weib sitzt queer auf dem Saumsattel eines Esels; ein Kind liegt ihr auf dem Schooße, ein anderes sitzt hinter ihr und umschlingt sie mit den Armen. Die Frau hat ein buntes Seidentuch zierlich um das reiche Haar

*) Mittheilungen aus Oldenburg, 1840, Nr. 33. S. 202.

*) Langsam, Kutscher! unumkehrbar! unumkehrbar!

gewunden; den Hals zieren rothe Korallenschüre, die Ohren muschelförmiges Geschmeide. Ihre volle Brust ruht in einem seidnen, mit Goldfrangen besetzten Nieder; der übrige Anzug ist eben so vielfarbig.

Die beiden Herren mit Willen, die jetzt an uns vorüber fahren — sie gelüßen freundlich, da sie unsere Sprache hören — sind zwei Dozenten von einer deutschen Universität, die eine gelehrte Reise durch Italien machen. Heute, denke ich, vergessen sie die bestaubten Bibliotheken, und erquickten sich, starr am Altorethum, an der frisch lebendigen Gegenwart.

Doch sieh hier Schiffer und Fischer von den Inseln Schia und Procida! Ich kenne die Weiber an der selbstam bunten Tracht, an dem Adel ihrer Gestalt. Die Männer tragen fast alle die rothe phrygische Mütze; sie, die daheim halb nackt gehen, verstellen heute die schönen Glieder in grober Leinwand und die Füße in ungewohnten Schuhen. Zwei Alte tragen die braune Kutte mit spitzer Kapuze.

Im langen weiten Carbonaro gekleidet folgte auf schwarzem Ross ein Calabrese. An dem spitzen Hute trägt er ein Madonnenbild; sein Thier ist mit Blumen, Bändern und Muscheln verziert. Er reitet im Pas an einem Fuhrwerke vorüber, das wahrscheinlich aus einem nahen Dorfe kommt und eine ganze Familie aufgenommen hat. Der hohe Karren wird von einem riesenhafteu milchweißen Ochsen und einem Eselchen gezogen; ein rothes Tuch ist übergespannt, und grüne Zweige sind ringsum gesteckt.

Ein buntgemalter Einspänner mit munterm Pferdechen sauft an ihm vorüber. Die vier breitshulterigen Männer von blühender Gesichtsfarbe, welche darin sitzen, erkennst Du an der rothen Uniform, an dem blonden Schnurbart, und an dem »Schwiberdlitzch«, das sie krächzen, als Miethsoldaten aus dem Lande der Alpen. — Hinter ihnen schreitet mit gesperrten Beinen ein Trupp Matrosen. Es sind Nordamerikaner, die gestern auf einer Fregatte gekommen, sich heute einen frohen Tag machen dürfen.

Überall, wohin Du den Blick wendest, ist Fröhlichkeit. Kirchen, Kapellen und Heiligenbilder am Wege sind mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt. In die Straßen hinein stehen Tischen mit Wein und anderen Getränken, Brod und Früchten, Alles mit Blumen und Grün verziert; und mit unermüdblicher Stimme rufen die Verkäufer die Pilgrimme an, ein wenig zu rasten und sich zu laben.

(Schluß folgt.)

Der verlassene Sut.

Zur Erinnerung an den Ball im Schauspielhause am 19. Sept. 1841, von einem Oldenburger.

Dieses scherzhafte Gedicht, welches der heutigen Nummer als Zugabe unentgeltlich beigelegt ist, wird auch einzeln für 3 gr. in der Verlagsbhandlung verkauft.

Zweifelbige Charade.

So lange die Erste die Zweite nicht war, durchwachte Louise in Sorgen die Nacht bis zum Morgen und weinte um den Bögern den gar. Es fühlte die Arme sich trostlos verwaist, denn die Erste war nach dem Ganzen geweist. Das Ganze aber liegt, wo der Neckarsfuß vermählt sich dem Reine. Hat Freuden und Weine im Ueberflusse, der aber, ich meine, bringt manchmal Verdruss. Drum sorgte die Kleine, in der Zweiteu kleine, um die Erste so bang, drum wurde die Nacht ihr so bitter, so lang.

Auflösung der Homonyme in N^o 38: Fliegen.

Kirchennachricht.

Vom 24. Sept. bis 1. Oct. sind in der Old. Gem. 1. Copulirt: Keine. 2. Gestauft: Johanne Helene Catharine Drake, Helene Doosmann, Maximilian Heinrich Otto Ruff, Anna Helene Wienken, Anna Helene Buchholz, Johanne Wilhelmine Adolphine Henriette Rullmann, Albert Diederich Friedrich Gramberg, Henriette Marie Caroline Lescher, Meta Detken, Amalie Taugen. 3. Gestorben: Friedrich Wilhelm Pape, 36 J. 3 M. Wilhelmine Friederike Kuhnmann, 22 J. 5 M. Catharine Margarethe Eischen, geb. Helms, 48 J. 6 M. Christian Samuel Jäh, 48 J. 6 M. Amalie Krafe, 20 J. 5 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 3. Oct.

Früh (Anf. 8 Uhr) Herr Cantor Meier aus Sever, Vorm. (Anf. 9 Uhr) Herr Pastor Gröning. Nachm. (Anf. 2 Uhr) Hr. Praeceptor Engelsbarth a. Sever.

M i t t e i l u n g e n

Oldenburg

Beförderung angenehmer Unterhaltung.

(Legt ausgeht)

Siebenter Jahrgang.

No 41.

Sonnabend, den 9. October.

1841.

Selbsterkenntniß.

Ich ging allein auf unbeluchten Wegen,
Um vor der Menschenwelt mich zu verbergen,
Und sieh! da trat mir doch ein Mensch entgegen,
Der suchte mich vom Fremdling zu entfernen,
Doch wollte er nicht aus meinen Augen weichen,
Dass ich ihn zwangsweis mußte kennen lernen.
Er war wie die, die ich gesucht zu meiden,
Von gleichen Fehlern und von gleichen Schwächen.
Ich mochte nicht, und mußte ihn doch leiden,
So mußte ich mich wohl an ihn gewöhnen,
Und sieh! sein Anblick mußte das bewirken,
Dass ich mich lernte mit der Welt versöhnen.
Drauf wollte ich nun zur Welt zurücke kehren,
Da hub er an, den Weg mir zu verkehren,
Als wolle er die Rückkehr mir verwehren.
So hab ich ihn denn in die Lehr' genommen,
Und möchte erst, nachdem das Wort gerathen,
Ein besserer Mensch zu Menschen wieder kommen.
Th. Driebe.

Warum ich nicht geheirathet habe.

(Aus den nachgelassenen Papieren des Pastors — n.)
Meine Freunde haben seit fünfzig Jahren so oft die Frage an mich gerichtet, warum ich nicht geheirathet habe, und ich habe so oft ihnen bald ablehnend, bald scherzend darauf geantwortet, daß sie wohl manchmal darüber an mir irre geworden sein mögen, allein theils that es mir weh, die, wenn auch vernarbten und veralteten Wunden meines Herzens vor ihnen zu enthüllen, theils hielt ich sie nicht immer fähig, mit mir gleich zu empfinden, und so die Gründe zu würdigen, welche mich bewogen hatten, einsam mein Leben zu führen. Wenn ich aber todt bin, sollen die Wenigen meiner Freunde, die dann noch leben, doch die Wahrheit erfahren, und für sie schreibe ich diese Erzählung nieder. Mögen sie beim Lesen derselben vielleicht über mich lächeln, ich sehe es dann ja nicht mehr. Vielleicht ist aber doch Einer oder der Andere unter ihnen, welcher mit mir fühlt, daß es eine harte Fügung des Schicksals war, daß ich nicht heirathen sollte. Daß diese hätte mein Glück war, das hat mir schon manchmal so geschienen: klar werde ich es erst dann sehen, wenn man diese Blätter liest.
Mein Vater war Pastor in — Land und starb als ich zwölf Jahre alt war. Bis dahin hatte er mich unterrichtet, und es war stillschweigend angenommen, daß ich einst Pastor werden sollte, wie er, waren doch mein Großvater und Urgroßvater auch Pastoren gewesen. Damit